

RUDOLF G. BINDING

NÄHE DER ANTIKE

W. F. OTTO

ZEIT UND ANTIKE

Zwei Ansprachen zur Eröffnung der Orts-
gruppe Frankfurt am Main der Gesellschaft
für antike Kultur am 9. Dezember 1925

*

Der Frankfurter Gelehrten
Reden und Abhandlungen
VIII. Heft

1926

IM VERLAG ENGLERT UND SCHLOSSER
FRANKFURT AM MAIN

Nähe der Antike

Eine Ansprache von Rudolf G. Binding

Keinem von uns Lebendigen, die wir vom Geist unserer Zeit so fühlbar, so schneidend wahrhaftig umweht sind, und die wir zugleich — bewußt oder unbewußt — unweigerlich die Bildner dieser Zeit sind: keinem von uns wird es einfallen, den Blick wegzuwenden von dem was uns angeht: *die Gegenwart hält uns und wir halten die Gegenwart*. Keiner will Totes, Entferntes, Abgelegenes aus alten Kulturen, Weistümern und Künsten sich aneignen das uns nicht zusteht. Auch nicht um eine Leere zu füllen; Heiteres, Schöneres an die Stelle des Lebens oder der Dinge zu setzen, zu denen wir uns zu bekennen haben: Wir hatten genug des Toten, und zu Vielem, das wir einst unser nannten, uns noch zu bekennen sind wir zu ehrlich geworden. Weniger als je gehört uns, und Vieles, was uns zu gehören schien, an geistigem, ja selbst an angeblich göttlichem Besitztum hat sich als Tand, Fiktion, trügerischer Prunk, im besten Fall als Konstruktion in unserem Leben erwiesen und ist verschüttet.

Es möchte aber einer aufstehen und schreien: Rettet doch! Ist nicht da und dort etwas wert gerettet zu werden? —

Was will man retten? Retten wir nichts. Nackt müssen Menschen aufstehen, die mit vielerlei Tand bekleidet, mit Gerüsten viel falscher Begriffe gestützt zwischen Mauern von Lügen und Leichen von Göttern begraben waren.

Denn es rettet sich selbst was gerettet werden muß: das ist *das Junge*. Und wenn wir Sie zu einer Gesellschaft für antike Kultur aufrufen, und wenn es sich einer vornimmt zu Ihnen von der Nähe der Antike zu sprechen, so geschieht es nicht weil diese alt oder ehrwürdig ist oder weil es wünschenswert wäre daß sie wieder auflebte oder gar weil sie gerettet werden müßte, sondern weil die Antike jung ist weil sie immer jung war; so jung daß sie — und wahrlich nicht im schlechtesten Zeitalter der Geschichte Europas, nämlich dem der Winckelmann, Goethe und Humboldt — fast die ganze geistige Kultur des Landes beherrschte; so jung, daß ihre „Wiedergeburt“ einmal zum Gesamtnamen eines ganzen Zeitraums wurde, „Inhalt und „Quelle“ „Ziel und Ideal des Daseins“; so jung, daß sie auch uns wieder nahe ist.

Denn nicht als ein Beispiel erscheint sie uns dem wir nacheifern um etwas zu erreichen was nicht in uns liegt, sondern als eine Bekräftigung dessen was in uns liegt.

Wie? wird man fragen; in einem Zeitalter der gesteigertsten Technik, zwischen den rasenden Umdrehungen von Schrauben, Rädern und Propellern, den raschesten Explosionen von Gasen, zwischen Wellen von Tönen, Licht und elektrischen Erregungen in erdumspannender Gewalt, zwischen

Kesseln und Krahren, zwischen zersetzenden Giften und zerschellenden Geschossen soll sich Antikisches zeigen? Sind wir nicht der Maschine ver-sklavt? Wo ist der Mensch?

Trauen wir uns. Müheles und rasch werden wir lernen. Dies nämlich: all diesen Dingen den nebensächlichen Platz anzuweisen der ihnen im Leben des Menschen gebührt. Denn das ist Schicksal und Evangelium aller technischen Wunder: daß sie das Wunderbare rasch verlieren. Die rasendste Schraube, das schnellste Rad, sie bleiben nur Schraube und Rad. Nach kurzem Erstaunen der Menschheit, nach kurzem Unterliegen, bewunderndem Nachrennen wird alles leicht erklärlich, leicht benutzbar; werden alle die Dinge, werden die gewaltigsten Maschinen Diener der kommenden Geschlechter sein statt, wie es jetzt scheint, ihre Herren. Wohl meint man, daß das rasende Tempo der Maschine auch unserem Erleben ein anderes Gesicht, eine andere Geschwindigkeit, Eilfertigkeit und Flüchtigkeit mitgeteilt hat. Aber das Tempo des menschlichen Erlebens ist immer das gleiche. Wir erleben nur Anderes und, was das Wichtigste ist: *diese* Dinge haben uns *nicht* alt gemacht.

Scheint es doch eher als ob wir eine alte Zeit mit ihnen abgestreift hätten, die uns beengte und die mehr ein unwahres Glück, eine unlautere Bürgerlichkeit einbegriff als eine Welt.

Vergessen wir dies nicht! Haben wir den Mut jung zu sein da wir es sind: jünger als wir je gedacht.

Wo ist die Müdigkeit, jene alte schlaffe Müdigkeit selbst der Jugend, die uns um die Jahrhundertwende wie ein fahler Schauer eines wirklichen Untergangs des Abendlandes anwehte? jene Krankheit des *fin de siècle*? jener Zeit wo Jugend nie jung war? wo Dichtung und bildende Kunst diese Müdigkeit als etwas Selbstverständliches von der Zeit Sanktioniertes darstellten und preisgaben?

Sind sie nicht alle entrechtet, die Dichter des *fin de siècle*?

Sind sie nicht alle vergessen, die Kündler der Müdigkeit? —

Was uns jung gemacht hat, fragen wir uns plötzlich; und wenn die Antwort unbestimmt ist, so ist sie es wegen ihrer Größe:

Durch großer Kriege Irrsal sind wir gegangen.

Alle Dichter hatten ihr Recht verloren.

Anderes Maß der Dinge wurde geboren.

Stolz und Schmach waren wirr durcheinander gegangen.

In dieser Zeit, in der *das neue Maß der Dinge* geboren wurde, in der alle Schleier und Verhüllungen, aller Prunk, aller Tand, alle Fiktionen und Konstruktionen, aller Trug und am meisten der Selbstbetrug einmal vor den Augen Sehender heruntergerissen wurde; in der einmal vor den Tausenden

der auf den Schlachtfeldern der Welt Kämpfenden im letzten Erschauern des Todes das nackte, ungeschminkte, wahrhaftige und fürchterliche Angesicht der Menschheit erschien, wandelte sich etwas in uns. Mit anderen Augen blicken wir uns um. Ehrlicher, reiner — ärmer wohl, doch entlastet im Innern. Wahrheit, Echtheit, Unerbittlichkeit sind uns — noch nicht allen, beileibe nicht, aber so manchem — geläufiger geworden, näher als früher. So wurden wir jung.

Wir sind mit einem besonderen *Sinn für Wirklichkeit* ausgerüstet. Solches alles aber ist antikisch.

Darum also darf einer wagen, von der Nähe der Antike zu Ihnen zu sprechen. In unserer inneren Verfassung *muß* sie uns näherstehen als alle anderen Zeiten menschlicher Geschichte und menschlicher Kultur. Näher wegen ihrer Form, die die Form der äußersten Bestimmtheit ist; näher in ihrer Humanität, die dem aufgeklärtesten Zeitalter unseres eigenen geistigen Lebens schon einmal den Stempel höchster Menschlichkeit aufdrückte; näher wegen ihres Heroismus, der jungen Geschlechtern und so auch uns in unserer neugewonnenen Jugend unter dem neuen Maß der Dinge wie ein befreiendes Evangelium sich ankündet. Es gilt, unsere Zeit zu bestehen.

Die Modernität aber der Antike — wagen wir nur das Wort — ihre wahrhaftige Lebensnähe drückt sich uns am meisten in ihrer Kunst aus. Hier ist, wenn auch unnachahmlich in der Form, doch jenes Gefühl höchster Freiheit und spielender Ueberwindung der Materie und des Lebens zugleich erreicht, zu der es uns nach dem neuen Maße der Dinge hinzieht. Selbst die Worte der Weisheit alter Zeit stehen verjüngt auf. Wenn auch merkwürdig genug; so scheinen uns aufs neue jene dunklen Worte des griechischen Philosophen hell und heutig: *Πάντα ῥεῖ* Alles fließt — ist es nicht wie ein Wort von heute?

Noch sind — wie wäre es anders möglich — vergangene Menschenalter in uns mächtig. Noch regt sich, besonders im Deutschen wohl, die Gotik. Damals stand die Menschheit unter dem Bann eines selbstgewählten Gottes, der sie bis zur Zerknirschung beherrschte. Sind wir nicht endlich Befreite?

Und wenn einer das Feuer vom Himmel holte, oder wenn einer durch Schicksal der Schänder seiner eigenen Mutter geworden wäre, wir würden ihn nicht, wie das Mittelalter getan hätte, wie Dante mit Frevlern tat, zur Hölle verbannen, sondern menschliches Schicksal in ihm sich erfüllen sehn. Wir werden den Gott nicht gegen den Menschen verteidigen, den Menschen nicht um seinetwillen verbrennen. Mit ihm verbunden im Menschlichen werden wir mit ihm leiden, mit ihm menschlichem Schicksal unterstehen, wie es die Alten in ihren Dramen zu gestalten wußten.

Dieses Bekenntnis zum Menschlichen nähert uns in besonderer Weise antikischem Geist, antikischer Einfachheit.

Manches freilich in Leben und Kunst, woran sich der Grieche, woran sich der Römer erfreute, werden wir ewig vermissen müssen. Ihre Sonne ist nicht unsere Sonne. Das Licht von Hellas, das alles bedingte, leuchtet uns nicht. Nur wer diese süße und starke Helligkeit einmal an sich erlebte, weiß etwas von der Antike. Dort, wo die Sonne noch ein Gott ist der lacht; wo keine Nebel, kein Grau den reinsten Himmel trüben, dort mußte dieses Wesen einmal erstehen, diese Kunst einmal geboren werden.

Und ich sehe im Geiste noch einmal zwei Freunde in der ersten Morgenfrühe eines Märztages auf dem Deck eines Schiffes stehen und nach Osten blicken. „Dies war Kythera“, sagten wir wie im Traum, als wir auf der Karte den Namen einer Insel feststellten, die wir eben in einem rosigen Dämmer liegend passierten, „hier entstieg Aphrodite dem Meer“. — Es war nicht mehr Wasser zu nennen, was sich um uns leise bewegte. Wie wenn lichtblaue Seide zerriß, so zerschnitt der Kiel die durchsichtigste Flut. Ein anderes Medium, von anderem Gewicht, ja von jedem Gewicht befreit, breitete sich hin. Aber im Osten erhob sich, in allen Farben der Perle spielend, ein leuchtendes Zittern und lief über das Meer, und das Spitzengekräusel unzähliger Wellen zitterte mit. Flamingofarbene winzige Wölkchen, in Scharen, wurden in das reine Hellgrün des Horizontes geschleudert; wie in unzähligen zarten Explosionen erglühten sie plötzlich und lösten sich in der zunehmenden Helligkeit auf. Da stürzten Fanfaren von Licht aus einem strahlenden Tor. Wir standen staunend und fühlten unsere Kniee wanken. Und plötzlich griff jeder, das Auge nicht abwendend von dem Schauspiel, wie hilfesuchend nach dem Arm, der Schulter des andern. Ein gemeinsamer Schrei löste sich aus unserer Brust: dort — weit im Morgen — *sprang* die Sonne aus dem tanzenden Meer. — Unzählige Inseln erglühten. — Fern im Norden erhob sich über silbernen Hügeln ein Hohes, Glänzendes, klein, weit und klar: die Marmorburg von Athen.

Da erfuhren wir denn mit eigenen Augen und Sinnen, was Licht war. Es blendet nicht. Es ist ungeheuer hell. Es duldet keine Geheimnisse. Die Mystik der Dinge verfliegt. Alles wird einfach, froh, selbstbewußt, in sich beruhend, eindeutig.

Diese Sonne Homers — die leuchtet uns nie. —

Bescheiden wir uns. Wir werden nicht die heiteren Götter Griechenlands wieder aufstellen über den Toren der Zukunft. Wir werden nicht mit der Unbefangenheit einer anderen kühneren, raublustigeren Zeit die Welt der Antike erobern um sie zu neuer Wiedergeburt zu führen, wo sie wieder und zum dritten Male das „Ideal des Lebens“ würde. Aber wir werden wie in eine Art innerer Sonnennähe zu ihr, der ewig jungen, geraten mit allen jungen Kräften unseres Volkes.